

Zucht

Autor(en): **Schmid, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **61 (1956-1957)**

Heft 5

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-316609>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zucht

Wenn wir das Wort Zuchthaus hören, dann denken wir an ein düsteres Haus für moralisch und sittlich Entgleiste, ein Haus mit kahlen Zellen und vergitterten Fenstern, mit mürrischen Aufsehern und vom frohen Leben ausgeschlossenen Alltag. Aber die «züchtige» Jungfrau Schillers ist voll Lieblichkeit, mit feinen Sitten und schönem Takt des Herzens geschmückt, und in Züchten etwas tun heißt doch wohl höflich, mit Anstand und gepflegten Formen etwas tun. Das Mittelalter sprach von Tischzucht und Ehezucht und gab seinen höhern Ständen, den Geistlichen, Rittern und Höflingen, die wohlbemessene Etikette; wer keine Zucht hatte, war ihm nicht geformt, nicht erzogen, nicht gesellschaftsfähig. Das Wort Zucht umfaßt also ein recht weites Gebiet. Im Schweizer Lexikon der Pädagogik heißt es unter Zucht: «S. Bildung formale, Charakterbildung, Regierung, Unterricht. Herbart.» Aber ich will's nicht zu wissenschaftlich treiben und dem Wort im praktischen Leben zu neuem Verdienst verhelfen.

Man hört etwa, dieser oder jener müßte in Zucht genommen werden, und meint, daß man ihn fürderhin streng halten sollte. Aber, nicht wahr, das strenge Wort Zucht ist heute in der Erziehung doch eher gemieden; man will wachsen lassen, möglichst wenig eingreifen. Man diskutiert mit der Jugend, als müßte sie das wacklige Alter auf den rechten Weg bringen.

Mir bedeutet das einen Irrweg, eine Verflachung und Nivellierung. Wenn wir erziehen wollen, d. h. den jungen Menschen in Form bringen wollen, ihn «rechtwinklig machen wollen an Leib und Seele», dann brauchen wir die Zucht. Der junge Mensch ist ja besonders stark Triebwesen, und die Triebe sind ohne Maß und einschränkende Grenzen; «die Natur neigt immer zum Verwildern hin», sagt Goethe. Das Kind, der Jugendliche müssen lernen, die Triebe zu beherrschen, sie in den Dienst zu stellen für höhere Ziele. Man muß die Triebe «ziehen», wie man alles Naturhafte zieht und züchtet, soll es uns dienen und untertan sein zum Guten.

Denk' ich an Zucht, so mein' ich nicht Stock und zorngerötete Stirnadern, wohl aber meine ich gütige Strenge und konsequente Haltung. Ich meine Autorität und zielgerichtete Führung.

Zucht haben heißt sich in der Gewalt haben, Gelüste beherrschen, Triebwünsche überwinden, heißt auf manches verzichten können. Das will geübt sein.

So viele Eltern haben heute bei ihren Kindern keine Zucht; sie dürfen nie nein sagen — die Väter vielleicht, aber am falschen Ort —, sie muten ihren Sprößlingen nie irgendeinen Verzicht zu. Ihr seht die Schulkinder schon morgens an Zuckerstengeln lutschen, in den Pausen Kuchen schlecken; ihr seht sie auf den Spielplätzen bis aufs Letzte und Teuerste ausgestattet; ihr seht sie in allen, aber auch gar allen «Jugendveranstaltungen», die in so unsinniger Fülle geboten werden zur «Bereicherung», Unterhaltung und Belehrung. Ihr seht sie im Kino und Konzert, mit den Eltern natürlich. Sie soll ja nicht mürrisch, gelangweilt und verbittert dreinschauen, die arme Jugend, ja keine Minderwertigkeits- und andere Komplexe haben. Wir haben's und vermögen's ja!

Welch beschämende Narrheit! Man macht das Kind durch solche Verwöhnung ja ärmer. Man braucht gar nichts von Psychologie zu haben, um zu wissen, daß genußunfähig wird, wer allen Genüssen frönt, wer von Genuß zu Genuß eilt wie der verführte Faust. Nur der seltene, dosierte Genuß ist Genuß; iß jeden Tag Fisch und Vögel und sieh, wie lange sie dir schmecken.

Zu den schönsten Geschichten Roseggers, dieses Meisters der Kurzgeschichte, gehört für mich jene wundervoll schlichte Erzählung «Als ich Christtagsfreude holen ging», wo der kleine Peter an ein paar Semmeln und gedörrten Zwetschgen sich labt, sie genießt, wie nur genießen kann, wer hoch in den Bergen an Verzicht gewöhnt ward. «Christtagsfreude» ist zunächst für ihn, was die reichen Leute in Langenwang alle Tage, aber mit verdorbenem Magen, «genießen».

Also zur Zucht gehört, wie gesagt, das Verzichtenkönnen. Das Leben wird durch Verzicht nicht ärmer, sondern reicher. Der Geist wächst, wo der Leib gehorcht. Wer hat die von gewaltigen Siegen berauschte und übermütig-kurzichtig gewordene Eidgenossenschaft auf ihrer Machthöhe gerettet? Der Eremit vom Ranft, der in Beten und Faste sehend gewordene Niklaus von Flüe. In den Zeiten des Zusammenbruchs, um die Wende des 18. Jahrhunderts, war es der verspottete Armennarr vom Neuhof, der den Weg der Rettung und die Pflicht zur Wandlung am klarsten sah. Diese große Umbruchzeit, eine Zeit tiefster Not, war ja, sieht man näher zu, überhaupt reich an großen, zuchtvollen Menschen. Es hat mir großen Eindruck gemacht, was der stolze und reiche Minister Ulysses von Salis an Schlosser, den Schwager Goethes, schrieb. Schlosser hatte die Abhärtungsmethoden des Philanthropins, das Salis in seinem Stammschloß Marschlins unter dem Valzeinerberg im Bündnerland beherbergte, kritisiert. Das Ideal eines Philanthropisten, so schrieb er, «abstrahiere» er von seiner «Wenigkeit selbst». Er könne zwei hundert Meilen auf schlechtem Klepper Tag und Nacht reiten, zehn Tage in einem Zimmer eingeschlossen sein und weder Sonne noch Mond, weder den Schmalz der Wiesen noch den Spiegel eines Sees sehen, auf demselben Fleck sitzen und grübeln und Wahrheit suchen, wo er wisse, daß sie nicht zu finden. Er könne die höchsten Alpengipfel erklettern, in einem Heustadel übernachten, durch den der Wind brause und das spärliche Heu wegwehe, wie er im weichen Fürstenbett ausruhe. Er könne Feinschmeckereien genießen und auch vom Kargsten satt werden. Und da sollte Abhärtung nicht von Nutzen sein? Welch ein Edelmann, der so über sich Herr ist!

Warum aber sind *wir* von solchen Wahrheiten abgekommen? Weil uns die Technik allzu rasch alle Bequemlichkeiten gebracht hat. Wir reisen heute im Car, soweit der Himmel blau, wir lassen uns vom Lift auf die Berge tragen. Wir drücken auf den Knopf und haben Licht und Wärme, haben Gelehrsamkeit, Unterhaltung, Musik. Übrigens, auch das Wissen wird uns so geboten, daß wir uns möglichst wenig anstrengen müssen, in der Schule wie am Radio. Die Methode ist eine recht raffinierte Technik geworden, nicht? Und doch verlangt Denken, scharfes, logisches Denken Zucht und strenge Übung. Die Zucht bewährt sich in der freudig-stolzen Überwindung von Anstrengungen; sie verlangt den Schweiß des Angesichts. Wer von der Jugend wenig fordert, schwächt sie; wer ihr die Sache zu leicht macht, langweilt sie; wer sie gewähren läßt, schädigt sie.

Nur durch Zucht kommt der Mensch zu Charakter, wird er Charakter; denn nur sie setzt ihn in stand, den religiös-sittlichen Forderungen zu genügen, dem bessern Ich zu folgen, sich ein- und unterzuordnen und ein wirkendes Glied zu sein in Familie, Dorf und Staat.

Selbstzucht! Aha, das ist nun doch eine Forderung, die wir gelegentlich aufstellen, wenn ein junger, süchtiger Mensch, ein reuiger Schwächling, ein an sich Verzweifelnder vor uns steht. Aber man vergißt zu leicht immer wieder, daß Selbstzucht geübt, gelernt, erkämpft werden muß, daß unsere Eltern- und unsere Schulhäuser Stätten der Zucht sein sollen.

Wer Zucht hat, kann die Leistung anderer schätzen; er weiß ja, was Leistungen voraussetzen. So kommt er zur Achtung vor den Mitmenschen, zur Ehrfurcht vor der tüchtigen Leitung, wo immer sie sichtbar wird, zur Ehrfurcht vor Charakter und Persönlichkeit. Der Nivellierung ist gesteuert. Die Jugend *will* aufschauen, *will* bewundern, sie will das in ihr lebende Ideal verkörpert sehen; sie will Abstand, Höhenflug und «Schwarm» (im guten Sinne). Eine Demokratie ohne Aristokratie, ohne Führung der Besten und Tüchtigsten, bleibt ihr am Ende leer und verdächtig. Herbart schrieb: «Die Welt hängt von wenigen ab; wenige, richtig Gebildete können sie lenken.» (Allgemeine Pädagogik.) Gilt es nicht auch für die freien demokratischen Völker? Man erinnert sich noch, wie Winston Churchill in tödlicher Gefahr die Kraft seines Volkes sammelte und Zuversicht und Glauben an Freiheit und Menschenwürde wie eine weithin leuchtende Fackel aus Angst und Not hoch emporhob. Wenn und wo die Jugend versagt, liegt die Schuld bei uns Alten.

Ich höre einen Einwand: all das Gesagte gelte in erster Linie der Knabenerziehung, in der man die Zucht nie ganz verworfen habe. Aber, nicht wahr, Schiller spricht von den «züchtigen, verschämten Wangen» der Jungfrau, und Goethe behauptet geradezu, wo Sittlichkeit regiere, sei es das Verdienst der Frauen.

«Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
so frage nur bei edlen Frauen an.»

(Tasso, 2. Aufzug)

Man kann gerade in der Mädchenerziehung nicht genug Sorge tragen, daß Haltung, gute Sitte, vornehme Weiblichkeit sich durch Zucht schön und beglückend entfalten und der Grundsatz der Prinzessin (in Goethes «Tasso») Richtlinie bleibe: «Erlaubt ist, was sich ziemt.» Daß also Zucht, edle Bildung der Frauen die Herdflamme des Wahren und Schönen bewache und bewahre. Ich bin darum durchaus der Meinung, daß die Frauen im öffentlichen Leben den Männern gleichgestellt werden. Nun kann man freilich nicht die Bedeutung der Mutter für das Kleinkind und den Heranwachsenden, die Bedeutung der Frau für das Glück des reifen und tätigen Mannes mit ein paar Sätzen umschreiben. Das muß ausführlicherer Darstellung vorbehalten sein. Eines bleibt: stiegen wir wieder, wie Faust, hinab in die geheimnisvolle und begnadete Welt der Mütter, es stünde besser um die Welt.

Einverstanden, ich habe nichts Neues gesagt; aber ich habe es, wie wohl viele meiner Leserinnen und Leser, in langen Schulmeisterjahren neu erfahren, und so wurde es denn hier aufs neue gesagt.

Martin Schmid

Die gelbe Spule

Einfach unauffindbar ist die schöne, neue, gelbe Garnspule, die wir vorgestern aus dem Vorrat in unsern Arbeitskorb gelegt haben. Ich bin ratlos; denn bis jetzt ist in dieser Klasse nie etwas entwendet worden. Ich habe nicht den geringsten Verdacht.

Wir legen die Arbeit ab und reden davon, daß jemand sehr «Glust» nach dieser Spule hatte, wir aber das Garn zum Weiternähen brauchen, weshalb es am Nachmittag wieder da sein müsse. Ich betone, man könne die Garnspule vor der Schule auf meinen Tisch legen.

Voller Spannung komme ich in die Klasse. Es ist keine Spule da. Ich weiß nicht recht weiter. Wir reden noch einmal sehr bedauernd über die traurige Sache. Alle Kinder sind mehr oder weniger mir zugewendet; nur Fritzli und Marieli kann ich nie ins Gesicht schauen. Da sehe ich in Gedanken plötzlich Marielis Heft vor mir mit den ganz hilflosen, verwirrten «Kribeln», an denen wir zwei gestern lange umsonst «geknorzt» haben, dabei hatte doch Marieli in letzter Zeit recht ordentlich gearbeitet.

Wir schreiben heute wieder; wieder ist es bei Marieli besonders schlimm. Ich nehme das Kind mit mir hinaus und frage, wo die Spule sei. Es wisse gar nichts. Ich bin ganz unsicher, frage aber weiter — ohne Erfolg. Marieli kommt mir doch etwas merkwürdig vor. Trotz Zweifeln wage ich es: «Ziehe deine Jacke und deine Kappe an und hole schnell, schnell die Spule, ich schaue auf die Uhr, wie lange du brauchst. Du kannst dann klopfen.»

Marieli reißt seine Sachen vom Haken und saust wortlos davon. Ehe ich es vermuten kann, klopft es, ganz leise, nur mir hörbar. Die gelbe Spule verschwindet in meiner Schürzentasche, Marieli schlüpft an seinen Platz. Wir schreiben weiter.

Wie ein Kleinod kommt mir die Spule vor. Vielleicht hilft sie mir, den Weg zu einer kleinen, offenbar sehr einsamen Seele zu finden!

Verena Blaser